

Jüdische Bibliothek

der Unterhaltung und des Wissens

Wöchentliche Beilage zum
Israelitischen Familienblatt
Hamburg

Nr. 82 / 12. Mai 1927

Beilage zu Nummer 19

Onkel Moses

Roman von Schalom Asch

Copyright 1927 by J. L. Ladschikow Verlag, Berlin

Jenseits der Williamsburgbrücke:

Über dem New Yorker Stadtteil Down-Town ging die Sonne der ganzen Welt unter. Sie schien sich von der ganzen, großen Welt die düster-grauen, hohen Kästen am Ufer des East-River ausgeht zu haben, um bei ihnen unterzugehen. So hoch die Kästen auch waren, so hoch auch einer über den anderen emporaufsteigend schien, von der Williamsburgbrücke aus sahen sie klein und niedrig aus, gegen den hohen, weiten Himmel, beinahe wie Kartenhäuschen, die Kinder als Spielzeug aufgebaut haben. Doch die Kartenhäuschen standen da und verfielen in der weiten und hohen Unendlichkeit des Raumes und schämten sich, daß sie es gewagt hatten, ihre Köpfe so hoch über die Erde zu erheben.

Eine feurige Sonne sprengte ihre taumelschimmernde Kugelform und ergoß sich blutig über den ganzen Himmel. Eine mächtige Hand breitete vom Meere her große Schleier aus und zog sie über die blutigen Ströme und die blauen Felder, die über die Weite des Down-Town-Himmels dahinjagen, als wollten sie in den Augen der Menschen verbergen, was hinter den Schleiern geschah. Die großen, öden, steinernen Kästen glühten plötzlich auf. Ganze Wände von Fenstern brannten im blühenden Schein der rot untergehenden Sonne. Und Down-Town (New York) sah im strömenden Schein der untergehenden Sonne aus wie das zerstörte Babel. Wie eine zerfallene alte Stadt, die vom Alter zerbrochen wurde. Die hohen, öden, funkelnden Wände sahen aus wie die Ruinen verunkelter Sonnentempel, himmelsstürmender Türme, welche die Menschen einmal errichtet haben, um den Himmel zu erobern und die Götter zu bekriegen.

Die Williamsburgbrücke sah aus wie ein eiserner Riese, der sich über den East-River gebogen und mit Händen und Füßen sich in die beiden Ufer des Flusses eingeböhrt hat; über seinen Rücken flogen wie stählerne Bestien mit stammenden Köpfen Züge um Züge. Die Häuser der Untere waren mit Tausenden und aber Tausenden von Menschen hochgepfropft. Die standen Kopf an Kopf und blickten mit erschreckt gereizten Augen aus den Fensterchen, aus den Augen der stählernen Bestien. Die steinernen Kästen, welche jetzt in der roten Sonne funkelten, entzündeten ihre Bewohner für die Nacht zu ihren Frauen und Kindern jenseits des Flusses.

Der hastenden Züge voll Menschen waren so viele, daß der eiserne Riese, die Williamsburgbrücke, unter ihrer Last stöhnte. Manchmal schien es, der Riese würde die Last nicht mehr ertragen, Hände und Füße loslassen, und alles werde mit ihm in den tiefen Fluß stürzen. So oft ein Zug durchflog, erzitterte der Riese, sein Rücken bog sich wechsellastig, und der Zug glitt über ihn hin wie ein Stahlschlittschuh über das Eis.

Unheimlich viele Züge flogen dahin. Von allen Enden New Yorks her krochen sie aus Löchern in der Erde, und alle

glitten über den Rücken des Riesen, einer nach dem anderen, zwei auf einmal, drei auf einmal — einer überlagte den anderen. An den beiden Seiten des Riesenleibs eilten Wagen und Fuhrwerke, Automobile und Tramwaywagen dahin, als hätten sich Fliegen auf einen großen Körper gesetzt. Und alles hielt der Riese aus; er stöhnte, aber er hielt stand.

Ganz rechts zieht sich ein schmaler Weg für Fußgänger über den Rücken der Brücke; er ist der einzige, fast leere Pfad auf der Brücke — auf ihm gingen jetzt, an einem Herbstabend, Vater und Tochter aus New York nach Brooklyn in die Hopkinstreet zu Fuß heim. Ihnen zu Füßen flogen die mit Menschen gefüllten Züge vorbei, und vor ihren Augen erglänzte Down-Town im Sonnenchein des Abends. Doch sie merkten es nicht. Sie waren in ihr Gespräch vertieft. Selbst der Rarm der Züge lenkte ihre Aufmerksamkeit nicht ab.

Ihr Gehör war an den Gejang des Stahls gewöhnt und das Aufsteigen der Räder auf den Schienen schien ihnen der hörbar gewordene Hauch der Luft zu sein, die sie atmen. Ihr Auge blieb auch nicht auf dem wunderbaren Bilde haften, das die Sonnenfarben auf den Scheiben der Fenster in Down-Town malten. Ihr Auge hatte sich gewöhnt, nur nützliche Dinge zu sehen und an zufälligen Neugierlichkeiten nicht haften zu bleiben. Ihr Gespräch stoffte keinen Augenblick. Die Tochter war es, die lebhaft das Wort führte.

„Schäm dich Vater, zwei Tage warst du nicht zu Hause; wir wußten nicht, wo wir dich suchen sollten; Mama hat geweint, die Kinder haben geweint, alle haben gemeint, du seiest verloren gegangen. Schäm dich, Vater!“

Die Tochter, welche so zum Vater sprach, war vierzehneinhalb Jahre alt und besuchte noch die „Public School“. Doch sie war mit allen Geheimnissen ihrer Angehörigen so vertraut, daß sie sich nicht im mindesten scheute, mit ihrem Vater davon zu sprechen. Ueberdies war Mascha kein Kind mehr. Mit ihren vierzehneinhalb Jahren Leben, mit ihrer amerikanischen „experience“ und mit ihren Schulkenntnissen war sie viel klüger und erfahrener als ihre Eltern, die so grün und unerfahren geliebt waren, wie sie aus dem kleinen Städtchen in Polen gekommen waren.

Mascha schwieg einen Augenblick. Ihre zarten Wangen röteten sich, und ihre tief-schwarzen Augen glänzten tiefer. Sie brachte ihren langen, schwarzen Zopf in Ordnung, den einzigen Schmuck, den sie trug und der so gar nicht zu ihrem kurzen Kleidchen paßte, aus dem sie schon ausgewachsen war. Aus den kurzen Ärmeln ragten Maschas lange rote Ärmel hervor. Unaufhörlich zog sie die Ärmel des Kleides über ihre Ärmel, aber wenn ein Ärmel ihren Bemühungen nachgab, rutschte der andere empor; Mascha führte einen ständigen Krieg mit ihren Ärmeln.

Vom Meer her strich ein kühler Wind über die Williamsburgbrücke und trug den beiden Fußgängern den gründlich feuchten Meereshauch entgegen; sie spürten einen salzigen Geschmack im Munde — und Vater und Tochter bekamen Hunger. Der Wind zerzauste Maschas Haar und zerrte an

NARZER QUELLE

gegen Frauen- und
ankheiten, Bluter-
Kurzzeit: 1. Mai
staatl. Kurhäuser,
ien-Fischerei.

DIG-LIDO

EPANTO 15
sion Kirschbaum
rit. Haus am Platze. In
Zimmern liegend, kaltes
armes Wasser, Bäder im
Feinste Wiener Küche,
Badestr. Italiens. Eig. Kabinen

Hotel Bad

er Meeres, in feinsten
Kaiserbädern, verbunden
Küche,
sorgfältige Bedienung

ingen

Ehrenreich

r. v. Sohlern-
eine rituelle
elandspreisen
die Direktion.

RENREICH.

auß כשר a. Stein

Mäßige Preise. — Mal
ued, Ernst Müller.

uheim el Bellevue

Ranges mit allen
sitzer, Emil Adler.

nahr ndon כשר

echer 128.

ang rituelle u. kurgemäße
im Wasser und Bad. In
bei mäßigen Preisen

enbad eipzig

n und der Kurpromenade,
Fließendes Warm- u. Kalt-
n. — Zentralheizung.
Bes. Max Stengl.

ZZA Hotel u. on, ARAS'

venue Baquis

Komfort. Erstklassige
as ganze Jahr geöffnet.

heim then

el Rathenow
r. Erstklassig durch
rtnerel, Buchdruckerel,
die kräftige Nahrung.

iler-Abt ney

vom Strand

r in sämtl. Räumen

st

an

Hagen (Westfal.)

mprecher 22515

filles

aggiore

lanco" (Schweiz)

ztum, wunderb. Lage,
bildung, französische,
h, wissenschaftl. Vor-
sang, Mal, Kunstarb.,
a den Alpen. Studien-
it, sowie Platz frei.

u. Haushaltungs- rüb. Baden-Baden

tt:

-Chillon

erlernung der franz.
ssenschaftl., haus-
nuz. Komfortables
ell. Erstklassige
h die Vorsteherin.

der; für d. Inseraten-

mdg. 96, HBG-Str. 57

ihrem zu kurzen Kleid, aus dem ihre hohen, schön geformten Mädchenbeine zu weit hinaus sahen. Mascha kämpfte mit dem Wind; bald zog sie ihr Kleid herab, um ihre Füße zu verbergen, bald zog sie es wieder empor, um ihre nackten Arme zu bedecken. Und die Freude darüber, daß der Vater schon morgen zur Arbeit gehen sollte, trieb sie eilig heim zur Mutter.

Als Vater und Tochter in die Hopkinstreet kamen, war es bereits dunkel. Warmes Gaslicht leuchtete aus den Läden. Vor den Kinotheatern und vor den "Eiscreme-Salons" standen Kinder und sahen mit gierigen Augen zu, wie Boys und Girls hineingingen und sich ein Pleasure machten.

Ein paar Kinder erkannten in Aaron Melnik, der, von seiner Tochter Mascha geführt, durch die Straße ging, ihren Vater und ließen ihn mit Geschrei und dem lärmenden Ruf: "Papa!" nach. Mascha beruhigte sie mit Winken und ein paar Worten, und da sie Angst hatte, der Vater könnte ihr noch vor der Haustür entweichen, hielt sie sich sehr nahe an ihn. Aber je näher Aaron Melnik der Haustür kam, desto sicherer wurde seine Rückkehr sowohl für ihn als auch für seine Tochter Mascha. Vor der Haustür saßen im warmen Abend die Frauen, einige von ihnen halbwegs gewaschen und angekleidet, und warteten auf ihre Männer, die von der Arbeit kamen. Die Nachbarn, welche an den Familienangelegenheiten jedes Hausbewohners ein gegenseitiges lebhaftes Interesse nahmen, wußten selbstverständlich alle von Aaron Melniks Flucht vor Frau und Kindern und sahen nun mit großem Interesse und zu ihrer allergrößten Zufriedenheit, daß Mascha den Vater heimführte, und als wollten sie damit das Mädchen in ihre Frauengemeinschaft aufnehmen, nickten sie ihr zufrieden mit Blicken und Mienen zu, welche Anerkennung für das gute Werk ausstrahlten, das Mascha getan hatte, indem sie den Vater zurückbrachte.

In der Wohnung traf Aaron seine Frau Rosa mit dem kleinen Kind auf dem Arm, das zu wissen schien, daß es der einzige Sohn nach den vier Töchtern war, die Aaron mit seiner Frau gehabt hatte, und daher eigensinnig der Mutter Arm nicht einen Augenblick verlassen wollte. Rosa, welche mit ihren dreißig Jahren das Aussehen einer Frau in den vierzigern hatte, besaß nur noch einen einzigen Überrest ihrer Jugend; das waren ihre hohlen schwarzen Haare, welche mit ihrem jugendlichen Glanz so gar nicht zu Rosas gealtertem Gesicht, ihren schlecht gewordenen gelben Zähnen paßten; die da und dort aus ihrem Munde hervorlugten. Sie war verbittert und böse von Not und Unglück und litt physisch darunter, daß sie den ganzen Tag das Kind auf den Armen halten mußte. Jetzt warf sie einen bösen Blick auf ihren Mann:

"Da komm her; er ist schon da. Das Juwel hat sich also doch gefunden!"

Rosa wollte noch etwas sagen, doch die kleine Mascha sprang herbei, nahm das Kind vom Arm der Mutter und sagte:

"Mama, schweig, willst du nicht schweigen?"

"Warum soll ich schweigen? Er geht durch, der brave Mann?" fragte Rosa fester und mutiger, da sie von der Last des Kindes befreit war, das sie den ganzen Tag auf den Armen gespürt hatte. "Er kann gehen; wer hat denn nach ihm geschickt?"

"Mama, der Vater geht doch schon morgen auf Arbeit. Onkel Berl hat ihm Arbeit verschafft. Schweig doch!"

Das Wort "Arbeit" brach ein wenig das Eis, und Rosas Ton änderte sich.

"So, er wird also arbeiten gehen, er wird mich also nicht mehr mit meinen Würmchen hungern lassen, ei, ei, das nenne ich Klugheit!" rief Rosa gutmütig-ironisch.

Aber Aaron wollte seiner Frau keinen Gefallen tun. Die tägliche Not, welche das Leben ihnen schuf, hatte in den Herzen des Mannes und der Frau so viel Erbitterung gegen einander angehäuft, daß es ihr einzige Freude war, einander kränken zu können. Doch diese Feindschaft hatte sie nicht gehindert, beinahe sechzehn Jahre miteinander zu leben und Kinder zu haben. Die Feindschaft schien geradezu der Kitt zu sein, der ihr Leben zusammenfügte. Als nun Aaron sah, daß die Augen seiner Frau nach den Worten seiner Tochter ruhiger wurden, trankte ihn das.

"Die Mutter kann ja arbeiten gehen! Sie kann das wohl nicht? Warum muß ich es tun?" rief er aus dem Winkel hervor, in den er sich geflüchtet hatte.

"Wozu hast du ihn nach Hause gebracht?" schrie Rosa ihre Tochter an. "Ich schlage ihm den Schädel an der Tür ein. Hinaus aus meiner Wohnung, sofort hinaus aus meiner Wohnung!"

Mascha stand verzweifelt da. Sie versuchte, die Situation zu retten, lief von einem zum anderen und flehte mit ihren Kinder-Augen und mit aufgehobenen Händen:

"Mama, schweig doch, ich bitte dich! Vater schweig doch, ich bitte dich! Was werden die Nachbarn sagen?"

In ihrem kleinen Köpfchen flog ein Gedanke auf: Der Vater ist hungrig und müde, und die Mutter ist hungrig und müde. In der Wohnung ist es finster und traurig, deshalb streiten sie. Könnte ich den Tisch decken und Abendessen auftragen, und wäre es hell im Zimmer, so würden sie nicht streiten. Rasch zündete sie Gas an; das kleine Zimmer wurde hell. Und wirklich, als es hell war, hörten Mann und Frau auf zu streiten. Beide schämten sich im Licht vor den Augen des Kindes.

Rosa begann zu weinen und ihr bitteres Los zu beklagen, daß sie der Räuber von einem Mann in das verfluchte Amerika geführt hatte. "Und mein Vater und meine Mutter werden keine Ruhe im Grabe haben; oh, könnte ich ihnen an ihren Gräbern erzählen, in wessen Hände sie mich gegeben haben!" Aaron sah wie ein Stein in seinem Winkel und schwieg. Im Zimmer sammelten sich nach und nach die Kinder, die von der Straße heimkamen, und verlangten ihr Abendessen. Die Mutter schickte sie zum Vater oder zum Onkel. Da legte Mascha hastig den Säugling in die Arme einer kleinen Schwester und eilte auf die Straße, um Abendessen zu beschaffen. Im Gehen gab sie den Gedanken auf, den sie vorher gefaßt hatte, bei der Metzgerfrau im ersten Stock 50 Cents zu leihen, bis der Vater wieder arbeite. Daß der Vater zurückgekehrt war und Onkel Berl ihm eine Stelle verschafft hatte, gab ihr mehr Kraft und Selbstvertrauen. Dreist trat sie in das Delikatessengeschäft an der Straßen-ecke, ließ sich Brot, Butter, Käse und ein Büschel Tomatenmarkt geben und verlangte einen marinierten Hering und Gurken. Der Delikatessenhändler schaute sie verwundert an. Mascha antwortete stolz: "Papa geht morgen arbeiten. Onkel Berl hat ihm eine Stelle verschafft." Der Delikatessenhändler begriff und sagte nichts mehr. Das Wort "Papa geht morgen arbeiten" war ein Zauberwort, das für Mascha das Geschäft des Delikatessenhändlers und den Laden des Metzgers öffnete. Sie bekam, was sie wollte.

Mascha hatte recht gehabt. Kaum war es im Zimmer hell, kaum hatte Mascha das reiche Abendessen mit mariniertem Hering, Gurken und Tomatensuppe auf den Tisch gestellt, so hörten nicht nur Vater und Mutter auf zu streiten, sondern Aaron Melnik erinnerte sich auch, daß er Vater von vier Töchtern und einem Sohn war; er wies den Kindern ihre Plätze am Tisch an, befaß ihnen anständig bei Tisch zu sitzen, und in dem kleinen Zimmer saß bald eine glückliche Familie am Tisch und aß Abendbrot.

II.

Die Kinder.

Aaron Melnik hatte gelogen. Arbeit hatte ihm niemand zugefagt. Als er in der Nacht mit Kindern an jeder Seite im Bette lag, dachte er erst daran, in welcher Lage er und seine Familie sich befanden. Er hatte Furcht vor dem nächsten Tag, wenn Frau und Kinder aufstehen und ihn daheim finden würden. Und der erwachsene Mann, der Vater von fünf Kindern, hatte dasselbe Gefühl wie einst in seinen Knabenjahren, wenn er einmal den Cheder geschmänt hatte und am nächsten Tag Strafe seiner hatte. Diese Empfindung machte ihn kindisch und heimatlos, und er hatte das Gefühl der Scham vor seinen Kindern, die jetzt ihre Köpfe an ihn schmiegen.

Aaron liebte seine Kinder alleamt nicht, weil er in ihnen die Ursache seines Unglücks und seiner Versklavung sah. Doch jedem einzelnen seiner Kinder brachte er eine besondere Empfindung entgegen, und jedes hatte einen besonderen Platz in seinem Herzen. Zilli, das Mädchen,

das auf Mascha folgte, liebte schrecklich das Kino, und obwohl sie nur ein einziges Mal im Kino gewesen war, damals als Onkel Louis sie mitgenommen hatte, spielte sie seither alles, was im Kino gespielt wurde. Aus einem Kissen machte sie eine Puppe, hüllte sich in Mutters Tuch und spielte das Stille „Mutter und Kind“. Heute erst, nach dem reichlichen Abendessen, hatte die Familie Meinit die Versöhnung zwischen Vater und Mutter durch eine Kinovorstellung Zillis gefeiert. Aaron hatte dabei sein heimliches Wesen und seine Verbitterung ganz vergessen; er lachte und freute sich über das Spiel des Kindes. Eigentlich war es Zilli, die mit ihrer Vorstellung den Vater wieder in die Wohnung zog und in die Familie zurückführte. Jetzt aber war Zilli wieder ein kleines, kleines Mädchen geworden mit einem schmutzigen Gassenbuben Gesichtchen, welches sogar im tiefen Schlaf einen herausfordernd sicheren Ausdruck von Spitzbüberei trug. Ein Kummer schien sich von des Kindes Seele gelöst zu haben, und sicher geworden, da der Vater zu Hause war, schmiegte sich das kleine Mädchen wie ein Kälbchen mit den Füßen, mit den Händen, mit dem Köpfchen an des Vaters Leib.

Das nächste Kind, Stella, war ganz anders als Zilli — immer erschrocken und verschüchtert. Kam ein Fremder ins Zimmer, so versteckte sie sich in einem Winkel und weinte. Der ewige Streit zwischen Vater und Mutter, in dem Stella aufwuchs, hatte in ihr solche Furcht vor Menschen hervorgerufen, daß sie bei Nacht im Schlafe weinte, entsetzt über furchtbare Träume, die sie überfielen. Seit der Vater vom Hause weg gewesen war, hatte Stella überhaupt Furcht gehabt, zu schlafen. Sie war gewöhnt, ihren kleinen Körper an des Vaters starke Brust zu schmiegen und sich dadurch sicher zu fühlen; und nun suchte sie des Nachts den Vater im Bette. Heute schlief sie zum ersten Male, seit der Vater fortgewesen war, ruhig ein.

Aaron spürte die zwei atmenenden Körperleiber, die sich an ihn schmiegen und drückten, als hielten sie sich am Vater an, wollten ihn nicht verlassen und boten ihm, sich für sie wieder in das Joch spannen zu lassen, das er von sich abgeworfen hatte.

Sich wieder ins Joch einspannen lassen wollte Aaron Meinit nicht. Er erinnerte sich der Jahre, da er in der Boverystraße gelehrt hatte, aller Hoffnungen und Träume, die er damals gewebt hatte, aus der Bovery fortzukommen, es selbst zu etwas zu bringen und selbständig zu werden. Alle diese Hoffnungen wachte er mit keiner Mädel in die Höfen, welche er auf der Maschine anfertigte, und mit einem Male hatte er in sich die Kraft gefunden, sich loszureißen, diesem Leben ein Ende zu machen und etwas Neues zu suchen. Und jetzt wieder zurückgehen, zurück in die Bovery, ohne die geringste Hoffnung, es würde einmal anders werden, und wenn auch nur für kurze Zeit? Sich selbst fürs ganze Leben begraben, ohne Hoffnung auf ein besseres Leben?

Die Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit quälte und drückte ihn bei Nacht wie ein Alp. Er sah einen furchtbaren Traum, so schrecklich, daß er im Schlafe anfang zu weinen und zu stöhnen. Doch das war kein gutes, menschliches Weinen mehr, sondern das Klagen eines Tieres. Aaron schrie im Schlaf, als quälten ihn böse Geister. Mascha rüttelte ihn aus dem Schlaf; er erwachte:

„Ja, was, Mascha?“

„Was fehlt dir, Vater? Warum schreist du?“

„Wer, ich? Gar nichts. Warum bist du aufgestanden?“

„Du hast so schrecklich geschrien, als täte dir jemand ein Leid an.“

„Gar nichts. Komm zu mit ins Bett. Es ist kalt.“

Die Kinder schliefen bei den Eltern. Die kleineren bei der Mutter, die größeren bei dem Vater. Die einzige, die allein schlief, auf drei Stühlen gebettet, war Mascha, die Älteste. Nur wenn es ihr in der Nacht kalt wurde, kroch sie zum Vater ins Bett. Sie war erfreut über die Einladung des Vaters. Aaron und Mascha schoben die beiden kleineren Mädchen ein wenig zur Seite.

Als Mascha sich ins Bett legte, begann der Vater unvermittelt:

„Mascha, du bist doch mein kluges Mädchen, hör' mich an. Willst du, daß dein Vater ewig als Sklave bei der Nähmaschine dienen soll, bei Onkel Moses, und daß wir ewig in

Armut leben? Du verstehst doch, bist doch mein kluges Mädel — wenn ich wieder Arbeit annehme, dann muß ich ewig bei der Maschine bleiben, ein unglücklicher Arbeiter sein ohne Hoffnung, etwas Besseres zu werden, und ihr alle, du und die kleinen Kinder, ihr werdet gar nicht richtig groß werden, denn ihr werdet noch vorher auf Arbeit gehen müssen. Willst du das? Ja?“

„Das ist doch einmal unser Los. Wir sind Kinder eines armen Vaters, und so werden wir auch arbeiten. Was soll man da tun?“

„Hätte ich nur Zeit, ein paar Monate Zeit, mich um etwas anderes umzusehen. Und hätte ich nur ein wenig Geld, ein klein wenig Geld, etwas anderes anzufangen. Da ist erst kürzlich ein Mann von unserer Stadt hergekommen, und der hat um keinen Preis in die Werkstatt des Onkel Moses wollen. Lieber auf der Straße sterben als bei Onkel Moses arbeiten! hat er gesagt. Und irgendwoher hat er sich Geld verschafft, gibt Gold- und Silberwaren auf Raten, und so hat er ein eigenes Geschäft. Wenn ihr mich nur ein bißchen in Ruhe lassen wolltet, nur Atem schöpfen!“

Das junge Mädchen dachte ein wenig nach — sie schaute den Vater an; im schwachen Schein des Gaslichts, das die ganze Nacht brannte, sah sie des Vaters rote Augen, und sie hatte Mitleid mit ihm. Nachdenklich sprach sie:

„Und was wäre, wenn du ein wenig Geld hättest?“

„Da würde ich etwas einkaufen und häuslicher gehen. Ich würde Gold- und Silberwaren auf Raten geben, ich würde Lebensmittel in die Häuser bringen, aber in das Gefängnis auf der Bovery würde ich nicht zurückkehren.“

„Und wieviel brauchst du?“

„Hundert Dollar, mein Kind, hundert Dollar. Bisher die nehmen?“

„Onkel Moses könnte sie dir leihen, wenn er will.“

Wenn er will — gewiß. Aber was nützt das alles. Unnützes Gerede. Ich werde wieder irgendwo auf Arbeit gehen; ich werde . . . Sie muß noch ein bißchen Geduld haben. — Aaron deutete auf seine Frau: „bis ich Arbeit bekomme. Zum Onkel Moses kann ich doch nicht gehen, er nimmt mich doch nicht zurück.“

„Du hast doch gesagt, du hast schon eine Stelle — Onkel Berl hat dir eine verschafft!“

„Das war eine Lüge. Ich wollte euch nicht die Freude verderben. Wo habe ich denn eine Stelle? Zum Onkel Moses darf ich doch nicht zurückkehren. Ich habe ihn doch beschimpft. Ich werde nicht arbeiten gehen. Schaut, wie ihr euch ohne mich helft. Denkt, ich wäre gestorben, begraben, nicht mehr hier.“

Mascha schwieg. In ihrem Köpfchen arbeitete ein Gedanke. Sie kann nach, auf welche Weise dem Vater hundert Dollar zu beschaffen wären, damit er sein Glück versuchen könnte. Einen einzigen Weg gab es, den Weg zu Onkel Moses. Mascha hatte Onkel Moses noch nie gesehen, aber sie war überzeugt, wenn sie ihn sähe, würde sie bestimmt das Geld von ihm bekommen, das sie für den Vater brauchte. Und ihr Entschluß war gefaßt.

Während dieser Erwägungen farbte Maschas zarter Körper im Bette Platz für sich. Mädchenfüßchen stießen aneinander, verschlangen sich einander und stießen dann gegen einander, bis alle Schwestern wach waren. Als sie zu ihrer Freude bemerkten, daß Mascha zu ihnen ins Bett gekommen war, hatten sie keine Lust mehr zu schlafen. Die Schwestern begannen zu spielen, einander zu necken, zu stoßen, zu lücheln und zu lachen. Mascha vergaß die großen Pläne, die sie entworfen hatte, um dem Vater hundert Dollar zu besorgen, die er nötig hatte, um das neue, „große, glückliche Leben“ zu beginnen — und beteiligte sich an dem Stoßen und Schlagen mit ihrer ganzen kindlichen Lebhaftigkeit. Die Schwestern begannen im Bette unherzukriechen und benuhten dabei den Vater als Leiter, auf welcher sie auf- und abstiegen. Aaron vergaß darüber seinen Kummer. Er hatte ein angenehmes Gefühl, da die kühlen Kinderkörper seinen Leib berührten. Er begann mit den Kindern zu spielen, haschte eines ums andere und zählte ihnen auf die Stelle, die für Streiche am geeignetsten ist, wieviel sanfte Stöße auf, wieviel sie Jahre zählten. Das machte den Kindern Spaß, und ihr freudiges Lachen weckte die anderen auf, die bei der Mutter schliefen. Eine Wölkerwanderung begann von Vaters zu

Mutters Bett und umgekehrt; das dauerte so lange, bis ein Schatten auf die Grenze fiel — bis die Mutter erwachte.

„Soll sie nicht alle der Teufel holen? Warum hast du Tag gemacht? Dir genügt nicht der Tag, brauchst auch noch die Nacht?“

Die Kinder zogen schnell die Decken über die Köpfe und stellten sich schlafend, schnarchten laut. Die Jüngste aber konnte sich nicht zurückhalten und plätschte mit hellem Lachen heraus; die anderen stümmten ein, und helles Kinderlachen widerhallte in dem kleinen Zimmer.

Auch Aaron hatte die Decke über den Kopf gezogen, weil er Furcht vor seiner Frau hatte. Der Kinder Lachen und Freude entzesselte in ihm neue Ströme von Energie. Mit einem Male begriff er den Sinn, der darin lag, Hosen zu nähen. Er begriff die acht Jahre seines Lebens, in denen er in der Bodenz bei Onkel Moses gegessen hatte, begriff, warum er es getan hatte, und war entschlossen, sich unbedingt wieder der Nadel zu verschreiben — all das bewirkte das Lachen und die Freude der Kinder.

III.

Am Morgen.

Es war noch Nacht, als die Sorge Aaron Melnik aus dem Zimmer trieb. In den Betten schliefen noch alle, Frau und Kinder. Aaron Melnik kleidete sich leise an. Er ging in die Küche, hob den Topf auf, unter welchem seine Frau das Brot für die Kinder versteckt hatte und wollte das Stück Brot mitnehmen. Da erinnerte er sich an etwas, machte eine Handbewegung und schritt zur Tür.

„Bater, wohin gehst du?“ Mascha sagte ihn bei der Hand.

„Du bist es, Mascha? Warum bist du so früh aufgestanden? Sofort zurück ins Bett!“

„Ich habe gesehen, daß du dich angezogen hast. Ich lasse dich nicht fort. Ich habe Angst, daß du nicht mehr zurückkommst.“

Ein trostlos-bitteres Lächeln umspielte Aarons Lippen: „Dummer Fratz, zurück ins Bett, willst du mir Schritt auf Schritt nachgehen? Ich gehe zu Onkel Berl, ich muß mich mit ihm beraten, wir werden dann zusammen zum Onkel Moses gehen.“

Mascha sah dem Vater in die Augen:

„Wirst du am Abend nach Hause kommen?“

„Natürlich werde ich nach Hause kommen, wozu soll ich denn gehen?“

Mascha vergaß, daß sie schon ein großes Mädchen war. Es überkam sie. „Ich warf sie sich dem Vater an den Hals, vergrub ihr Köpfechen an seiner Brust und sagte:

„Sorge dich nicht. Warum sorgst du dich so? Wir werden uns schon helfen. Ich werde beim Delikatessenhändler borgen, er wird mir borgen. . . . Sorge dich nicht, Papa, es wird alright sein.“

Maschas Worte verdrossen Aaron ein wenig und er murmelte:

„Allright, goodbye!“ Hastig verließ er das Haus.

Ueber Down-Town ging die Sonne auf; wie ein Fremder, der zum erstenmal ein Land betritt, irrte sie über die ungeheure Weite des Himmels; vor sich her goß sie Wellen Lichtes, welche über große Flächen des Himmels dahinströmten. Noch ruhte in tiefem Schlaf die Stille der Nacht über den einsamen hohen Türmen und Dächern der Wolkenkratzer von Down-Town.

Sie schienen aus dem Schlaf zu erwachen — und tausend und abertausend Fensterwände begannen dem Licht des Morgens entgegenzufunkeln. Das Licht des Morgens weckte alles; auch der eiserne Riese, die Williamsburgbrücke, der über dem Flusse liegt, erwachte aus dem Schlaf, redte Arme und Beine und begann seine erste Morgenarbeit — er ließ einen verlassenen Car über sich hinüber, in der Aaron Melnik und ein schlafender Schaffner saßen. In den Straßen von Down-Town tauchten die ersten Menschen auf, vereinzelt. . . . Menschen, deren Leben sich bei Nacht abspielt, dann Milchwagen und Brotwagen, Zeitungsausträger. . . . Das große New York erwacht erst. . . . Da, die ersten Stimmen. . . . irgendwo klingelt ein Car, rattert ein vereinzelter Hochbahnzug über den Köpfen. . . . Auf den Straßen liegen noch die Ueberreste des gestrigen Tages.

Möbelsübel, halbverkohlte Risten, die Gassenbuben, gestern angezündet haben, alle Möbelstücke, die aus den Wohnungen geworfen wurden. . . . Auf den Fensterbrettern lüften Speisen von gestern. . . . Zum Troden ausgehängte Wäsche stüdt tanzten wie Morgendämmergeister auf den Feuerleitern und Schnüren. . . . Die Nacht ist vom Tage überrascht worden und entdeckt dem Licht all ihre Geheimnisse.

Mit schuldbehaftetem Lächeln stieg Aaron die finstere Treppe empor. Schwere Geruch von gestrigem Essen, von schlafenden Menschen, von ungelüftetem Bettzeug schlug aus allen Türen. . . . Kinderstimmen, ertönten aus Wiegen; aus einigen Türen war Lärm von Mann und Frau zu hören. Aus all diesen Geräuschen hörte Aaron vom letzten Stod her des Bruders wohlbelannte Gemurassungsang heraus.

Er traf den Bruder in Tallis und Tefillin am Tisch sitzen; in einem lauberen Küchenwinkel lernte er laut. Sein Gesang aber weckte nicht Charlie, seinen Sohn, der in einem Klappbett im gegenüberliegenden Winkel der Küche schlief. Als Berl seinen Bruder sah, hielt er im Vornen inne und rief mit einer Freude, die wie Taubengefieder aus seinen hellen Augen glänzte:

„Sieh da, ein Gast; Aaron, was führt dich so früh her?“

„Ich bin hergekommen, um dich lernen zu hören. Ich weiß, daß du am Morgen lernst, bevor du zur Arbeit gehst.“

Der Bruder sah sich um, ob ihn niemand hörte, dann entgegnete er leise:

„Warum hast du dich heute gestellt? Und mit wem? Mit Frau und Kindern? Das tut doch kein Jude; gestern war dein Mädchen hier, die Mascha, sie hat dich gesucht. Es ist, daß Gott erbarm! Was tust du eigentlich?“

„Ich bitte dich, laß mich nicht davon — erwiderte Aaron unwillig —, sonst gehe ich sofort. Ich bin zu dir gekommen. . . . ich möchte dich fragen. . . . ist vielleicht bei dir in der Werkstatt eine freie Stelle?“

„Was, bei Schlitzgen, zwischen Christenmädchen? Wieviel wirst du da verdienen? Und wie steht es mit Onkel Moses? Man hat mir erzählt, du wolltest dich zum Einkäufer ausbilden — und Onkel Moses sei einverstanden.“

„Hol' ihn der Teufel. Seine Schwelle betrete ich nicht mehr — ich schenke ihm das Glück, das dabei heraustritt. Schlag mit der Verwandtschaft — bei Verwandten arbeiten ist ärger als die Hölle. Genug, ich will's bei Fremden versuchen.“

„Aber bei Schlitzgen, zwischen allen Juden und Christenmädchen? Es ist ja gar nicht in einem Atem zu nehmen, du, ein Vater von vier Kindern — was willst du denn da verdienen?“

„Ich nehme alles, was sich findet — wenn es nur etwas Neues — etwas anderes ist. — Wir wollen sehen. Komm, wir wollen zusammen gehen.“

Genendel kam aus dem zweiten Zimmer. Obwohl Genendel schon ein Entsekind in Galizien hatte und selbst schon zwölf Jahre in Amerika lebte und fünf Kinder in Kost hielt, aus denen sie mit Mühe und Angsten das Kostgeld herauspreßte, so trug sie doch die gleiche elegante Scheitelperücke mit den drei Rädchen auf der glänzenden Stirn, in der sie daheim in Polen mit allem Prunk am Sabbath und an Feiertagen in die Synagoge gegangen war. Während Amerika auf ihren Mann Berl eine geradezu verheerende Wirkung geübt, ihn in ganz kurzer Zeit zu einem alten Manne mit krummem Rücken gemacht hatte, war die Wirkung auf seine Frau Genendel genau entgegengesetzt gewesen. Genendel war in Amerika jünger geworden. Sie wurde hier „liberal“. Statt der „Zeena-Werena“^{*)}, die daheim ihre geistige Nahrung gebildet hatte, las sie hier jüdische Zeitungen und hatte für alles in der Welt Interesse. Ihre Kinder nahmen sie oft ins jüdische Theater mit, an dem sie großes Vergnügen hatte. Sie liebte es auch, sich mit den ausgezogenen Stiefeln oder abgetragenen Kleidern ihrer Töchter zu putzen, so daß Genendel in gewissem Sinne mit der Mode Schritt hielt — nur um ein wenig verspätet.

Ihres Mannes eifriges Lernen und innige Frömmigkeit, die daheim ihren Stolz und ihr Glück bildeten, hatten hier in ihren Augen wenig Wert, und weil die Maschine Berl so früh zum alten budligen Manne gemacht hatte, so hatte

*) Das jüdische Frauenanstandsbuch.

er sein ganzes Ansehen in ihren Augen verloren. Er hatte in seinen alten Tagen ein schweres Leben bei seiner Frau. „Nun pack' deine Sachen zusammen und mach' Platz, die Kinder müssen ihr breakfast haben.“ (Genendel liebte es sehr, im Sprechen die ihr neuen Worte, welche die Kinder gebrauchten, anzuwenden.)

„Gleich, gleich; es ist schon Tag, die Gesellschaft steht schon auf“, wandte sich Berl an seinen Bruder mit einem Wächeln, das aus seinen klaren, runden Augen leuchtete, nahm seine Bücher und legte sie in einen Winkel. „Weißt du, Aaron, daheim habe ich bei Tag gelebt, zusammen mit allen Menschen, in der Zeit, da sie wach sind. Hier lebe ich bei Nacht, wenn alle schlafen. Was bin ich denn bei Tag? Gar nichts; ein armer Schürzenmacher, sitze zwischen italienischen Christenmädchen und nähe Schürzen und Hemden. Ich bin gar nicht bei meiner Frau und bei meinen Kindern. In der Nacht aber, wenn alles schläft —, siehst du, da bin ich wieder Berl, lerne mein Blatt Gemara, lese, was der ober jener Tanaite sagt, genau so wie zu Hause. Da ist es mir, als wäre ich daheim im Beth Hamidrash und lerne. Das Amerika ist doch eine verkehrte Welt! Hier lebt man bei Nacht und ist bei Tag tot.“

IV.

Bruder Berl und seine Kinder.

„Charlie, Charlie, steh auf; nun, wird's bald? — alle sind schon angezogen.“ Die Mutter wedte den Burschen, der in der Küche im Klappbett schlief, gegenüber dem Platz, wo der Vater lernte.

„Was, er schläft noch, der Herr Student? Er glaubt wohl, daß er daheim ist? Er wird wieder seine Stelle verlieren, und wir werden für ihn arbeiten müssen“, so meldete sich Dwojre. Berl's älteste Tochter, ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren; sie kam aus dem nächsten Zimmer in Hut und Jackett, zum Fortgehen fertig, und aus ihrem dunkelbraunen Gesicht blickte ein frisches Augenpaar; nur die etwas zu vollen Lippen und die blauen Adern auf dem Hals, die sehr dünn waren, gaben ihrem Aussehen etwas Bemitleidenswertes, worüber sich das alternde Mädchen sehr bekümmerte. Seit Dwojres jüngere Schwester Rachel vor ihr geheiratet hatte, war Dwojre geradezu unentraglich geworden.

„Er ist schon aufgestanden, was willst du von ihm?“ antwortete ihr die Mutter ärgersich.

Charlie, dessen Haarhkopf voll Federn war und auf dessen Gesicht noch der Schlaf lag, fuhr auf, als hätte er Feueralarm gehört, und sah sich verwundert um. Er fand sich aber bald in seine Lage, rief sich die Augen und begann sich langsam anzukleiden.

„Mama, ist denn das Frühstück noch nicht fertig? Ich danke schon, ich werde mein breakfast draußen essen. Ich habe keine Zeit zu warten, damit mir der Vorarbeiter einen Abzug vom Lohne macht.“

Über Dwojre, gleich, der Kaffee steht ja schon auf dem Tisch. Der Vater hat sich nur ein wenig mit dem Beten verspätet. Der Onkel ist da. Siehst du, da ist es schon, was willst du?“ Hurtig lief die Mutter zu dem kleinen Herd.

„Das geht mich nichts an; Onkel hin, Onkel her — wenn ich komme, muß mein Frühstück auf dem Tisch stehen. Ich kann nicht dem Onkel zuliebe zu spät kommen.“

„Dwojre!“, rief der Vater, während er die Tefillin zusammenlegte, „Dwojre!“

Dwojre, die sich noch gut des Vaters von einst erinnerte, die guten Zeiten im Gedächtnis hatte, da der Vater ein angesehenes Chassid in dem kleinen polnischen Städtchen gewesen war und ein schönes Haus geführt hatte, Dwojre, welche die schlimmsten Zeiten mitgemacht hatte, da der Vater immer mehr verarmte, die, als schon erwachsenes Mädchen mit der Familie nach Amerika gekommen war, empfand vor dem Vater eine gewisse Achtung, weit mehr, als die anderen Kinder. Als der Vater „Dwojre!“ rief, erinnerte sie sich der Heimat, der Wohnung in dem kleinen Städtchen, erinnerte sich, wie Vater und Mutter sie mit diesem Namen gerufen hatten. Sie blieb stehen und wollte, der Mutter das Frühstück auftragen helfen, wie sie es gewohnt war; doch als sie Charlie sah, der sich gelassen und ohne Eile ankleidete, da verdorrte es sie.

„Well, bei uns geht doch alles verkehrt!“

Dwojre war das erste von den Kindern, das in Amerika Geld verdient und der Mutter nach Hause gebracht hatte. Sie hatte vom ersten Tag an, da sie nach Amerika gekommen war, Geld verdient — und deshalb hielt sie sich für die wirkliche Herrin des Hauses. Sie war neidisch auf ihre jüngeren Brüder und Schwestern, die noch die Schule besuchen konnten, der erste ein Jahr, der andere zwei. Sie hatte gleich arbeiten gehen müssen; und da war sie der Meinung, sie habe als einzige für den Haushalt gearbeitet, obwohl ihre Brüder und Schwestern schon längst selbst arbeiteten und Geld verdienten; doch am meisten war sie auf ihren jüngeren Bruder Charlie neidisch, der noch als Kind nach Amerika gekommen war und viel länger die Schule besucht hatte als die anderen Kinder; und obwohl er schon erwachsen war, ging er doch nicht ständig arbeiten, sondern lernte weiter und besuchte an den Abenden preparatory schools, während er bei Tag gelegentlich arbeitete, wo es sich gerade traf, manchmal kürzer oder gar nicht. Die Schwester vergönnte es dem Burschen nicht, daß er ein college beziehen und es am Ende zum Advokaten bringen würde, was sein Wunsch war. Sie hegte die feste Meinung, nur für Charlie hätte sie in der Jugend so schwer gearbeitet, und nur seiner wegen seien ihre Lippen und Hände so dünn und ihr Hals so dünn und mit blauen Adern durchzogen. Selbste wegen sei sie eine alte Jungfer geblieben.

„Nun, mein breakfast wird schon nicht verderben. Es findet sich ein Abnehmer dafür“, rief sie mit einem schiefen Blick auf Charlie.

Der Bursche antwortete der Schwester nicht. Er war an solche Szenen von Jugend auf gewöhnt. Charlie verstand seine Schwester und hatte Mitleid mit ihr. Und als wäre er wirklich schuldig, weil er auf ihre Kosten herangewachsen war, hüllte er sich in Schweigen.

„Well, was gibst es? Wieder die Hausfrau?“ ertönte Maras Stimme aus dem nächsten Zimmer. Sie trat ein, ebenfalls in Hut und Mantel. Mara war viel jünger als ihre Schwester; sie hatte in Amerika ein Jahr die Schule besucht und hatte eine feinere Beschäftigung; sie war Verkäuferin in einem Damenhutgeschäft. Die Eleganz, die in ihrem Betragen notwendig war, war an ihren Kleidern und Bewegungen zu merken.

„Anyhow, Mama, sie ist doch nicht allein die Hausfrau hier, wir tragen doch auch etwas zum Haushalt bei. Nicht, Mama?“

Die Schwester aber hörte Maras Worte nicht mehr, sie war bereits hinter der Tür.

„Räume schon endlich deine Tefillin, dein Gebetbuch und deinen Tallis weg, räume sie doch schon weg; das alles geschieht deinetwegen. Wenn der Morgen kommt, dann breitet er sich so aus, daß die Kinder keinen Platz zum Frühstück haben“ — so ließ Genendel ihren Kummer und ihre Sorgen an ihrem Manne aus.

Berl schämte sich vor seinem Bruder und lächelte deshalb mit seinen klaren Kinderangen.

„Genendel — es ist jemand hier, Genendel!“

Genendel antwortete nicht. Still deckte sie den Tisch. In einer Minute war der Gebetstisch in einen Eßtisch verwandelt. Berl wusch sich und zog den Bruder zum Tisch.

Aaron, der sich bei seinem Bruder ganz elend fühlte, hatte eigentlich schon längst davonlaufen wollen, doch ihn ergriff großes Mitleid mit seinem Bruder, den er sehr lieb hatte; als er ihn jetzt leiden sah, nahm er alle Kraft zusammen, wusch sich und setzte sich an den Tisch, um mit seinem Bruder zu essen.

Als der Bursche ohne Hut, ohne gebetet und sich gewaschen zu haben, zu Tisch kam, um zu essen, brummte Berl, der gerade den Segen über das Brot sprach und sich nicht unterbrechen durfte, zum Sohne gewendet: „Hm, na, hm.“

„Was hm, na, da fängt es schon an!“ Genendel nahm Charlies Hut und stülpte ihn ihm auf den Kopf. „Geh, Charlie, bete.“

Der siebzehnjährige Bursche tat, was die Mutter ihn hieß, fakte den Tallis des Vaters an den Schaftäden und setzte sich zum Frühstück.

„Genendel!“ brummte Berl ärgerlich.

„Was gibst's? Es ist schon gut, du betest für ihn. Du betest für alle. In Amerika hat man keine Zeit zu beten.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Auge Afrikas

37)

Roman von Doris Wittner

Copyright 1926 by Israelitisches Familienblatt, Hamburg 26.

Und trotzdem und alledem! Trotz den Schlägen und Ränken, von denen Olga Andrejewna sich dank dem Meid und der Miggahst des europäischen wie des eingeborenen Personals der Familie Labourdies ungesonnen fühlte; trotz dem elementaren, durch keinerlei konventionelle Lügen zu erscheidenden Hohn, der ihr allgemach aus den böse stachelnden Augen ihrer Herrin entgegenzügelte; trotz der falschen Auszeichnung und Ehrenbezeichnung, die ihr seitens Monsieur Labourdies von Tag zu Tag unmißverständlicher entgegentrat; trotz den unverkennbaren Huldigungen, die ihr der nächste Freund des Hauses, Monsieur Paul Clement, unverhüllt und unzweideutig darbrachte; trotz der Sensation, die sie, ungeachtet aller persönlichen Zurückhaltung, in der Europäer-Kolonie von Tunis erregt hatte und in Atem hielt; trotz heimlichen Martern und Qualen, die sie stillschweigend duldete, nur um tagsüber das Gesicht des Ostens nicht zu verlegen und „das Gesicht zu wahren“; trotz mesquinen Nachteilen und schweren Konflikten ihrer Stellung begann dennoch der Zauber des Orients sie nach und nach in seinen Bann zu ziehen; begannen die großen Märchenmelodien des Ostens in ihr zu rauschen, gleich singenden Brunnen von ganz zartem und süßem Klang. Sie wußte, daß sie wider ihren Willen zum letzten Mal zwischen Monsieur und Madame Labourdies geworden war; Monsieur trug ihr in halber Verehrung sein ganzes zerbrochenes und nichtbedürftiges Herz entgegen; Madame, frei von Anwandlungen ehelicher Eifersucht, hatte diese romantische Neigung ihres Gatten vielleicht höchstens belächelt und hätte sich schadenlos gehalten durch die Vorteile, die ihr selbst aus der ehemaligen gesellschaftlichen Position bei ihr, bei ihr in Brot und Lohn stehenden „Gouvernante“ erwachsen, hätte nicht ihr antiephischer Trauergestalt sie vor anderen, größeren Gefahren gewarnt. Aber sie hatte das erste Mal, als die Clements, nebst anderen Europäern bei ihr zu Gast waren, in dem Auge ihres Freundes und Amorofo Paul Clement ein schwüles Feuer aufblitzen sehen, über dessen Charakter sie sich keinen Augenblick einer Täuschung hingab. Und sie wußte genau, daß Paul Clement gewissenlos und brutal genug sein würde, um sein Ziel jusqu'au bout zu verfolgen, ohne Rücksicht auf die Freundin von gestern, ja vielleicht noch von heute, diese Freundin, die Hortense Labourdies hieß. Der Gedanke, daß die eingeborene Keuschheit einer Frau ihr selbst Mittel der Widerstandsfähigkeit sein könnten, kam einer Hortense Labourdies überhaupt nicht. So standen die beiden Frauen sich als wohlgerüstete Gegnerinnen gegenüber, nur des Augenblickes gewärtig, wo das große Turnier zwischen ihnen anheben würde. Es sind Eros streuten unterdessen unerbittlich ihre verderbbringende Saat weiterhin. Menschlich gab es zwei große Magnete, die Olga mit ihrem peinvollen Schicksal halbwegs ansöhlten. Das waren einerseits die ihr von Stunde zu Stunde mehr aus Herz wachsenden Kinder, Destré und Paul (ein ebenfalls unbefriedigter Erbe hatte sie den kleinen Paul, dessen anderen Namen sie in Erfahrung gebracht, zuvörderst scherzweise Leon nennen heißen. Der Scherz aber hatte sich eingebürgert und war zu einer zwischen den Kindern und ihr heimlich gehegten, lieben Gewohnheit geworden); andererseits übte der greise und weiße Araberfürst Ibn Omar Hassan Bey eine nicht minder suggestive Anziehungskraft auf sie. Stufe um Stufe erschloß dieser Träger einer uralten Kultur dem jungen ringenden Menschenkind die Geheimnisse des Ostens. Nicht nur die landschaftlichen Schönheiten des Orients, nicht nur die berühmten Denkmäler, die die Umgegend von Tunis noch in ihrer ungebrochenen Eigenart zeigten, dank Ausflügen nach der heiligen Stadt Kairuan mit ihren uralten, stillen Moscheen und Minaretten, oder auch Fahrten in die Wüste, die Olga Andrejewna mit der heißen Inbrunst einer afrikanischen Hingebung umging, und wo man in Palmen bestandenen Oasen Rast hielt, offenbarte der Bekannte Mohammeds der Tochter eines anderen Bekenntnisses, sondern er führte sie auch in den Geist des Islams selbst, wies ihr die Verwandtschaft zwischen

beiden, dem Orient entsprossenen Glaubens- und Sittenlehren, nach, erzählte ihr, daß im Islam der größte ihrer eigenen Ahnen, nämlich Moses, als ein Heiliger verehrt wurde und überzeuge sie mehr und mehr von dem seelenumwiegenden Zauber einer auf Weisheit, Erkenntnis, Selbstentfaltung, Gottesfurcht, Bescheidenheit und Gütigkeit beruhenden Ethik. So lernte sie für und für und mit der ganzen Aufnahmefähigkeit ihrer noch jungen, unverbrauchten und empfänglichen Seele in Wahrheit jenes „Auge Afrikas“ kennen (und nicht nur kennen), das David Hume ihr in feurigsten Tönen gepriesen hatte. Es ging so weit, daß Olga alle Quisquillien, Mediokritäten, Widerwärtigkeiten des Alltags vergaß, über dem großen Glück, wenigstens stundenweise untertauchen zu dürfen in der farbigen Welt, die jenseits der Porte de France ihre Tore weit auf tat und die Tochter des Westens mit gastlichen Armen umfing. Es konnte dann geschehen, daß an Stelle der europäischen Zerrissenheit, wo jeder jedes Feind geworden, Olga Andrejewna sich aufgenommen fühlte in die große Bruderschaft des Orients, in eine süße, weiche Milde, die ihre wundenden Nerven streichelte und sie anscheinend genesen machen wollte. Ihr väterlicher Freund Ibn Omar Hassan Bey ließ es sich angelegen sein, nicht nur der Mentor des „glücklichen Arabiens“ darzustellen, sondern sie auch einzuführen in das ihr wesenstweckte Gebiet der tunesischen Judenstadt, die sich rein äußerlich von ihrer arabischen Umgebung nicht unterschied. In diesem ungeheuren, von vielen tausend, seit Jahrhunderten auf diesem Boden heimischen Juden bevölkerten Viertel sah Olga erst zum ersten Mal mit großen unglaublichen Augen ihr eigenes Volk in Freiheit, aufrechter Selbstverwirklichung, Gleichberechtigung und einem teilweise fürstlichen Reichtum leben und streben. Wenn sie die hochgewachsenen, adlig gebauten Gestalten der Männer in der materiellen Tracht des Orients, oder die schönen, hochgewachsenen, mit edeln Gesichtszügen geschnittenen Frauen in ihrer stolzen Gangart einerschreien sah, die nur ein freies, von Ketten und Belastungen losgeranntes Volk kennt, so schweiften ihre Träume in fernste Vergangenheit zurück, und ihre Phantasie entzündete sich an den Bildern der Bibel, die sie frühzeitig in sich eingesogen hatte. So und nicht anders konnte, nein, mußte es in Jerusalem, der Fürstin unter den Städten, dem ewigen Sehnsuchtsziel eines in der Verharmung umherirrenden Volkes ausgehört haben. Ibn Omar Hassan Bey unterhielt auch unter den bodenständigen Juden von Tunis vielfältige Beziehungen, echter Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens. Und er ebnete der jungen Westländerin den Weg in manche sonst aristokratisch abgeschlossenen, unzugänglichen Häuser hochmöglicher Juden, in denen Olga Andrejewna nunmehr, nachdem ihr edler Beschützer ihr grausames Schicksal offenbart oder andeutet haben mochte, wie eine geliebte Tochter aufgenommen und willkommen geheißen ward. Mehr und mehr lernte Olga mithin die tiefstehende Wahrheit jener Schicksalungen erkennen, die David Hume ihr von den Lebensmöglichkeiten des Orients entworfen hatte. Sie wußte nunmehr, daß ganze Distrikte des afrikanischen Küstenreiches mit Jungs den Namen des „Jemen“, d. h. des „glücklichen Araberlandes“ trugen. Da, hier ließ sich wohl glücklich sein; hier konnte man Vergessenheit trinken und ein neues Leben beginnen. Bismehr: man hätte es können, wenn man hier und nur hier Fuß hätte fassen dürfen. So aber kam und ging sie ja nur als ein flüchtiger, gütig geduldeter Gast zwischen jenen Straßen, Häusern und Menschen einher, die ihr seelische Heimat dühten. Sie führte ein Doppelleben, wurzellos hier, wurzellos dort. Aber dennoch schenkte die Stunden, die sie an der Seite des afrikanischen Weisen durch die Märchenwunder der muslimanischen Städte wandern durfte, ihr ein heißes, unveräußerliches, unverlierbares Glücksgefühl. Der umfassende Blick über das alte Tunis mit seinen vierkantigen goldglänzenden Minaretten, den weißen Kuppeln seiner Moscheen, den hochstämmigen Palmen, die hier und dort ihre Kronen über den flachen Dächern der Araberhäuser wogten, und in der Ferne erstehend der blaue Schimmer des Meeres: dieser Blick haßte seinen exotischen Reiz für Olga Andrejewna niemals ein. Noch stärker aber waren die Beschwörungskünste der Wüste mit dem einödnigen Gesang der Karawanen, den rauschenden

Liedern verborgener Quellen, die die unübersehbaren Völgerscharen zu laßen bestimmt waren, ja, selbst die ein-
zigen Rufe, womit die Karawanentreiber die endlosen
Reihen hochbelasteter Kamelle anzuführen trachteten. In der
Künstlerseele Olga Andrejewnas blieben auch die Silhouetten
eben dieser gegen einen pastellfarbenen Himmel sich schwarz
abhebenden, geduldig einherziehenden Tiere mit ihren
Bürden an Waren und Menschen gleich einem ganz starken,
stimmungsvollen Erlebnis haften. Jede freie Stunde, die
Ihr der Dienst im Hause Sabourdie ließ, verbandte sie zu
ihren Besuchen in der Araberstadt, selig heimkehrend, Herz
und Sinn voll von Visionen und Halluzinationen, die sie in
matenden Worten alsdann ihren mit kindlicher Witzbegier
lauschenden Zöglingen anvertraute. So sehr ihr jede Zur-
schauung in der Europäerkolonie als eine Preisgabe ihrer
selbst erschien, weil sie genau wußte und fühlte, daß nur
Lüsterheit und der Rißel der Sensation nach ihrer Person
und ihrem Schicksal tasteten, so sicher fühlte sie sich auf rein
arabischem Boden, wo kein neugieriger oder häßlicher, ge-
schweige denn unkeuscher Blick ihr begegnete.

Und so brach wieder einmal ein verheißungsvoller Tag
heroin, an dem sie, ihrer dienstfreien Stunden froh, mit Ibn
Omar Hassan Bey eine Fahrt wiederum zu den Heiligtümern
von Kairuan unternommen hatte und bis an den Rand
ihrer Seele gefüllt mit neuen Eindrücken, gleichzeitig aber
auch von ihrem klugen Begleiter zu Ruhe und Duldung all-
täglicher Mißbilligkeiten ermahnt, gegen Abend heimkehrte
zu dem Hause ihrer Fron und den Pflichten, die ihrer
harrten. Ibn Omar Hassan Bey hatte sie bis zum Aus-
gange aus der Araberstadt durch seine Diener geleiten lassen.
Ihn selbst hielten die Gebetsübungen der Dämmerstunde ab,
seinem Schlichting persönlich zur Seite zu bleiben. Auch
wachte ja Olga Andrejewna in diesem Teile der Stadt ge-
mäßigt Bescheid und es war nur ein Zeichen der Ehr-
erbietung des Arabers, daß er ihr Begleitung anbot,
und ein Zeugnis ihrer Dankbarkeit, daß sie eben diese Be-
gleitung wenigstens bis zur Schwelle der Porte de France
annahm. Dort verabshiedete sie die demütig sich verneigen-
den Hausgehoßen ihres weißen Freundes und rüßte nunmehr
hastenden Fußes, um die kurze Straße der Avenue Jules
Ferry zurückzulegen. Wohlverstanden: ihr Körper haßte.
Ihre Seele wehte noch an jenen heiligen Stätten, die ihrer
Phantasie glühende Nahrung schenken. Nicht rechts und
nicht links hinwora hatte sie vornur auch nicht denkerkt, daß
ihr plötzlich mit rauchender Schnelle ein Mann — ein
weißer Mann — den Weg vertreiben hatte. Ja, sie wäre
keines Erscheinens auch jetzt vielleicht noch nicht gewahr ge-
worden, hätte der Fremde sie nicht mit schwüler, vor Er-
regung bebender Stimme angeredet.

Endlich, endlich ist das Glück mir doch hold, und ich
treffe Sie auf Ihren heimlichen Wegen, schöne, berauschte
Olga! Was wissen Sie, wie viele Tage und Stunden ich
schon wie ein Spürhund auf der Pauer liege, um endlich
Ihre Fährte zu erwischen. Heute war der Zufall mir end-
lich gnädig und hat mich entschädigt für das zermürbende
Warten. Aber nun heische ich auch meinen Lohn, und Sie
werden ihn mir nicht verweigern. Sie verführerische blonde
Canaille, Sie sind ja erfahren genug in Amouren,
um zu wissen, daß so ausdauernde Liebe selten ist und ver-
golt werden muß. Also, rasch, reichen Sie mir den Arm,
damit wir uns erst einmal in dieser neugierig gaffenden
Menge verlieren. Aber rasch, es ist keine Zeit zu ver-
säumen.

Allerdings nicht, Monsieur Clement, und ich erlaube
Sie darum, mir augenblicklich den Weg frei zu geben. Augen-
blicklich! Es ist keine Zeit zu veräußen, Monsieur
Clement.

„Aha, sich da, das Dämchen Wunderhals will gerade mir
gegenüber das spröde Mägdlein spielen! So haben wir nicht
gewettet, meine Leutere. Oder glauben Sie wirklich, ein
Paul Clement würde sich von Ihnen, schöne Abenteuerin, an
der Nase herumführen lassen? Da haben wir uns arg ver-
rechnet, meine Schöne. Mebrigens, Sie irren sich in mir.
Ich bin kein Othello. Man wird dumm hier. Also, sollte
Prinzessin Schneewittchen sich da draußen jenseits der
Porte de France vielleicht in irgendeinen schlanken, glat-
tungen Mollern vergafft haben — mich stört das nicht,

wenn nur auch ich auf meine Rechnung komme. Also ohne
Sorge, Sie können Ihren braunen Trautgesellen ruhig be-
halten. Ich werde auch Ihre geheimen Wege nicht verraten.
Aber selber darben, wo ein anderer — oder was
weiß der Teufel, vielleicht nicht einmal nur einer —
schweigst, o nein, das gibt es nicht, dafür ist Paul Clement
noch immer Paul Clement. Für Referenzen halber Ihre
Herrin bestens empfohlen.“

„Nicht nötig, ich weiß auch so, daß Paul Clement kein so
viel heißt wie ein Schurke sein, der wehrlose Frauen auf
offener Straße überfällt und glaubt, sie durch seine Schand-
reden gefügig zu machen. Aber auch Sie scheinen sich in
einem beträchtlichen Irrtum zu befinden, Monsieur Clement.
Und darum noch einmal, und zwar zum letztenmal: den
Weg frei, Monsieur Clement, oder.“

„Ober? Was für ein Ober denn, mein schwarzjüngiges
Dämchen? Unser brauner Freund ist weit und zur Hilfe
nicht erreichbar. Und hier, hier auf diesem Plage wird
jedermann die französische Uniform respekt-
tieren, niemand aber eine weiße Frau, die um diese
Stunde allein auf der Straße umherstreift. Jetzt sind Sie
in meiner Gewalt, mein widerspenstiges Fräulein. Ihre
Beschimpfungen aber gleiten an mir hernteder wie Wasser.
Und Ihr Widerstand macht Sie nur noch schöner und be-
gehrter. Und nun Schluß, marchons!“

Bei diesen Worten hatte Paul Clement mit brutalem
Griff Olgas Arm unter den seinen geschoben. Olga zitterte
am ganzen Leibe, und ihre Augen weiteten sich erschreckend,
denn sie nahm mit Entsetzen wahr, daß Clements Be-
hauptungen unbedingt zuträfen. Aus dem ganzen Menschen-
gewühl, das den Platz besetzte, würde in der Tat niemand
Händel anfangen mit einem französischen Offizier und be-
stimmte nicht um einer fremden Frau willen, gegen die
der Schein offensichtlich sprach. Jeder würde
Clements Partei ergreifen und seine Meinung über die
unbegleitete Europäerin bedingungslos teilen, sofern er —
und sie hielt ihn dessen durchaus für fähig — zu dem Ber-
zweckungsmittel greifen sollte, seine Ausrufungen öffentlich
zu wiederholen. Schon schob sie und da ein neugieriger Blick
zu dem Paar, das sich in scheinbarem Wortwechsel be-
fand, hinüber, schon blickten sich kleine Gruppen von Müßig-
gänger, die wohl das Ende des Streites abzuwarten be-
schlossen. Binnen einer Sekunde krenzten tausend ver-
schiedene Mißgunst und Respektsgedanken Olga Andrejewnas
Hirn, aber kein einziger hätte brauchbar. Nirgend war ein
Ausweg aus dieser schrecklichen Sadgasse wahrzunehmen.
Die einzige Beruhigung schenkte ihr das Bewußtsein, ihren
kleinen Browning, den sie in der fremden Stadt stets mit sich
führte, auch heute bei sich zu haben. Ehe sie sich von Paul
Clements lüsteren Händen berühren ließe, würde sie die
Waffe anwenden, gleichviel, ob wider sich oder wider ihn.

Die Augenblicke fieberhaften Nachdenkens hatte Paul
Clement falsch gedeutet, indem er sie für ein Zeichen er-
wachender Gefügigkeit nahm. Er wechselte darum jetzt den
Ton und flüsterte schmeichelnd:

„Nun, ma petite, wir haben es uns unterdessen doch wohl
anders überlegt. Das kleine Trostköpfchen ist zur Vernunft
gekommen, nicht wahr? Dafür sollen auch alle bösen Worte
vergessen sein. Im Gegenteil, so ein wenig vorangegangene
Erregung macht die Situation nur noch reizvoller und ver-
lockender. Jetzt aber laß uns mütlich essen; mein Logis
ist hier unmittelbar in der Nähe. Und in meiner Wohnung
harren deiner Schönheit — wie lange schon! — Blumen,
feuriger Wein und alles, wesselt eine so schöne Frau, wie du
es bist, bedarf.“

Der liebevolle oder vielmehr liebevolle Paul Clement,
der in der europäischen Kolonie den Ruf des berühmtesten
und skrupellosesten Frauenjägers genos, war Olga Andre-
jewna noch unheimlicher, als der rohe, auf seine Gewalt
und ihre Ohnmacht pochende Clement es gewesen sein mochte.
Und alles Blut schien aus ihren Adern zu entweichen, als
sie merkte, daß er sie langsam, aber unaufhaltsam mit sich
zog. Sie hätte ja gern geschrien, aber sie wußte auch, daß
ihr Schrei auf diesem Platz zu dieser Stunde nirgendwo ein
Echo wecken würde.

(Fortsetzung folgt.)



Rabbi Sach erzählt....

Die Erschaffung der Frau.

Ein Fürst fragte den weisen Rabbi Gamaliel: „Sage mir, warum wurde die Frau aus einer Rippe geschaffen und nicht aus einem edleren Teil Adams?“

Sagte Gamaliel:

Vom Kopf... da wäre sie zu stolz geworden; vom Auge... zu bühlerisch; vom Ohr... zu neugierig; vom Mund... zu schwachhaft; vom Herzen... zu schmeicheltend; von den Händen... zu geschäftig; von den Füßen... zu beweglich. Von einem bescheidenen Teil Adams wurde sie geschaffen, und als Gott sie bildete, rief eine Stimme: „Sei bescheiden, sei bescheiden!“

Die Gegenseitwünsche.

Die Frau eines Rabbi lebt mit ihrer Köchin in stetem Unfrieden. Es kommt gar zu oft zu Zank und Streit und zu derben Beschimpfungen. Zuweilen ist der Lärm so groß, daß die Leute vor dem Häuschen stehen bleiben und den hitzigen Wortwechsel mitanhören.

Der Rabbi, der unter diesen Zuständen sehr zu leiden hat — denn seine Schüler und seine Gemeinde spotten darüber — spricht den feindlichen Parteien ins Gewissen und gibt ihnen schließlich folgenden Rat:

„Kinder, wenn ihr euch schon schimpfen müßt, so sollte es euch doch gleich sein, welche Worte ihr euch an den Kopf werft. Tut mir also den Gefallen und schreit euch, wenn ihr euch zankt, schreit euch, anstatt der häßlichen Redensarten Gegenseitwünsche zu. Ihr werdet schon sehen, wie das euer Gemüth beruhigen wird.“

„Halt und Köchin versprechen das feierlich.“

Eine Stunde später sammeln sich die Leute vor dem Häuschen an, aus dem ein Höllenlärm kommt. Und sie sehen und hören folgendes: Die Frau des Rabbi steht, glührot im Gesicht und mit funkelnden Augen, der Köchin gegenüber und schreit:

„Hundertundzwanzig Jahre sollst du leben und gesund sein, mein Herz, mein Liebling!“

Darauf die Köchin, die die Arme in die Seiten gestemmt hat und ihre Gegnerin mit zornigen Blicken durchbohrt:

„Und Ihr... Ihr sollt hunderttausend Freuden erleben an euren Kindern und Kindeskindern!“

Die Rabbinenfrau mit allen Zeichen der Empörung:

„Du... du... dir soll das geschehn, mo'! Herzensfronchen... dir, du gottgeliebtes Wesen.“

„Warum mir?“ brüllt die Köchin. „Euch... Euch! Und es ist alles zu wenig.“ Bei Sarah und Rachel sollt Ihr sitzen im Paradies, Ihr Perle unter den Frauen.

„Frauen“ ruft ihnen ein Mann zu, „und deshalb schreit ihr so?“

Darauf des Rabbi Frau in den höchsten Tönen:

„Unwürdiger Ihr! Was meinst Ihr euch da ein? Wir wissen schon, wie es gemeint ist.“

Die Ruhe.

„Wann hältst du deine Mittagsruhe?“ wird der Rabbi einer kleinen ungarischen Gemeinde von einem Freunde gefragt.

„Nach dem Essen“, erwidert jener, „legt sie sich auf eine Stunde schlafen.“

„Wer... sie?“

„Wer? Mein Weib.“

„Ich frag doch, wann du deine Ruh' hältst.“

„Na... wenn sie schläft, hab' ich meine Ruh'.“

Zwei Eigenschaften.

Einer sagte zu seinem Sohn: „Zwei Eigenschaften muß das Weib haben, das du zu deiner Frau machst. Erstens: sie muß so schön sein, daß du Lust hast, sie auch ohne Geld zu nehmen... und zweitens: sie muß soviel Geld haben, daß du Lust hast, sie zu nehmen, auch wenn sie häßlich war.“

Die Alten und die Jungen.

Einem betagten Rabbi war die Frau gestorben, und da seine Kinder in die Welt gezogen waren, blieb er nun ganz allein. Die Gemeinde aber, die viel Anteil an ihm nahm, und der es auch nicht gefiel, daß seit dem Todesfall der alte Herr nicht so zurecht wurde, wie ihm wohl gebührte, drang in ihn, sich doch wieder zu verheiraten. Sie entandte sogar einige der angesehensten Männer, die ihm das klar machen sollten.

Er hörte sie ruhig an und sagte dann lächelnd:

„Ich werd' euch was sagen, Kinder... Ich möchte schon wieder heiraten... warum nicht? Aber hört einmal zu: mir gefallen die alten Weiber nicht... wie soll ich da einer Jungen gefallen?“

Das Männergebet.

Ein gelehrter Rabbi in Prag hatte eine Frau, die nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch außergewöhnliche Weisheit ausgezeichnet war. Hierin kam sie ihm gleich, ja, ihr natürlicher Verstand fand öfter die Lösung einer schwierigen Talmudstelle, als seine Gelehrsamkeit.

In der Morgenfrühe eines Sommertags liegen der Rabbi und seine Frau — denn sie hatten die ganze Nacht im Talmud studiert und des Schlafs vergessen — ihre Gesichter am offenen Fenster, dem Winde, erfrischen. Da gewahrte der Rabbi die Männer, die um diese Zeit vom Morgengebet aus der Synagoge kamen und in lautem Gespräch die Gasse hinuntergingen.

„Was für Toren!“ sagte er, „die des Glaubens sind, es sei Gottesdienst, wenn sie ihre Gebete herunterplärren.“

„Und doch“, meinte des Rabbi Frau in einer Aufwallung von Zorn, „und doch glauben diese Narren, sie seien mehr vor Gott als die Frauen. Beten sie doch allmorgendlich: Herr, ich dank' dir, daß du mich nicht zum Weibe geschaffen hast.“

„Narren!“ erwiderte der Rabbi, „da meint doch jeder nur... zu seinem Weibe.“

Seelenwanderung.

In Sadagora, dem Städtchen in der Bukowina, wo der große Wanderrabbi wohnt, wird ein jüdischer Auktor dabei betroffen, wie er das armselige Pferdchen vor seinem Lastwagen prügelt.

Ein ungesehener Mann der Gemeinde stellt ihn zur Rede.

„Eh!“ sagt er zu ihm, „bist du ganz von Gott verlassen? Weißt du nicht, daß in jedem Tier die Seele von einem Menschen, der gestorben ist, drin ist? Weißt du nicht, wenn ein Prommer stirbt, daß er wünschen kann, zur Ruhe für seine Sünden mit seiner Seele in das oder jenes Tier zu gehen? Vielleicht war es sogar der gottselige große Rabbi selbst, der es sich vorgenommen hat, das Pferd zu werden, das du so geschlagen hast.“

„Na schön“, meint Ehl. Kaltblütig, „wenn er sich vorgenommen hat, ein Pferd zu sein, soll er ziehn.“

Dalles.

Ein vollkommenen, polnischer Wanderrabbi betritt das Kontor eines reichen Bankiers in Frankfurt, der als sehr geizig gilt, und trägt seine Bitte vor.

Der Bankier läßt ihn ausreden und sagt dann ruhig:

„Ich geh' nichts! Wer hat Euch denn zu mir geschickt? Man weiß doch, daß ich nichts gebe!“

Der Schnarke wendet sich darauf zur Tür und geht weg. Dem reichen Mann fällt das auf, denn er ist nicht gewohnt, daß polnische Bettler sich so ohne weiteres abweisen lassen, und ruft den Mann zurück.

„Ich versteh' nicht“, sagt er, „Ihr wißt, ich bin ein schwerreicher Mann, und Ihr geht weg, ohne daß ich Euch Geld gegeben hab'. Das versteh' ich nicht... Ihr macht nicht mal den Versuch, etwas aus mir rauszutreiben? Wer hat Euch denn zu mir geschickt?“

Darauf der Rabbi:

„Ich will Euch sagen... Der Dalles hat mich zu Euch geschickt... Schmeißt Ihr mich raus, soll er selber zu Euch kommen, der Dalles!“